



## Die Kirche brennt!

*Das folgende Statement wurde vom Vereinsvorsitzenden in der Mitgliederversammlung 2019 am 2. Mai 2019 vorgetragen und ist hier leicht erweitert.*

Die Kirche brennt! Die Bilder aus Paris in der Karwoche wurden von vielen in ihrem symbolischen Gehalt wahrgenommen. Weltweit riefen sie Erschütterung und Aufmerksamkeit hervor. Und erstaunlich war das spontane Engagement der Politiker, der Reichen, der Künstler, der Verantwortlichen. Klar wurde: Es fehlt etwas. Es geht mehr als ein mittelalterliches Bauwerk verloren. Aber was? Wird mit dem Symbol, mit der in Flammen aufgehenden Kathedrale der Hauptstadt, der Schwund des Religiösen in der Gesellschaft bedauert, als Verlust bemerkt? Oder geht es um die kulturelle, geschichtlich-nationale Identität? Oder um beides? Wir brauchen das nicht zu entscheiden.

1

Aber: Die Kirche brennt! Auch in der Diözese. Nicht das Gebäude, die Kirche selbst brennt. Sie brennt in handfesten größeren und kleineren Skandalen, durch ihre angewandte, zelebrierte Hilflosigkeit. Ihre Glaubwürdigkeit schwindet. Es wird nicht mehr recht deutlich, dass sie und ihre Botschaft helfen und nutzen, dass sie Menschen hier aufhilft und keine bloße Vertröstung bietet. Es wird nicht mehr deutlich, dass die Kirche etwas zu sagen hat, etwas, was gehört werden will. Sie trifft auf kein Interesse und weckt keines – jedenfalls bei Vielen. Sie scheint nur noch für sich selbst da zu sein (wie auch Bischof Hanke in der Herder-Korrespondenz zu Recht konstatiert). Es wird nicht mehr wahrgenommen, dass sie „für uns und um unseres Heiles“, auch unseres irdischen Heiles, unserer menschlichen Würde, unserer personalen Freiheit und Reife, da ist. Die Kirche brennt nicht mit einer lebendigen geistigen Flamme, die aufbauen könnte. Zehrt ihr Brand nicht auf, verstört, verkohlt und lässt nur Asche zurück?

Die Kirche brennt! Und vieles ist schon verbrannt.



Wenn das Religiöse verengt und gewissermaßen „zeitangepasst“ daherkommt – einer Zeit angepasst, aber nicht der Gegenwart entsprechend, sondern in vielen Formen noch nostalgisch in einer „guten, alten Zeit“ verheddert, im angeblich Immerwährenden, oft dem Verständnis nach noch vorsäkular mit dem Anspruch auf herrschaftliche Obrigkeit, als ob die Säkularisation und die mit ihr einhergehenden Verschiebungen nicht wahr genommen werden wollen –, scheint mir gerade das Kulturelle und Geschichtliche noch eine ernst zu nehmende „Andockmöglichkeit“ für Menschen der Gegenwart zu bieten. Vielfalt und Möglichkeiten der Vergangenheit und Zukunft werden dadurch aufgezeigt. „Andockmöglichkeit“ ist kein Ersatz, ist nur so etwas wie eine einladende, offene Tür, wie ein Dock auf der grafischen Benutzeroberfläche des Computers, durch das wir zum Programm kommen. Das Dock ist wie in der Schifffahrt nicht der Hafen, nicht der Umschlagplatz der Waren, sondern der Ort, an dem nur Außenreparaturen am Schiffsrumpf vorgenommen werden, der sonst unter Wasser liegt. Das kulturelle und das geschichtliche Bewusstsein hat eine ferne und starke Wurzel im Religiösen, das mit seiner Verheißung von den Notwendigkeiten des kosmischen Kreislaufes befreit und Offenheit wie „Mehrwert“ der geschaffenen Welt wahrgenommen hat. Aber dieses Bewusstsein verkündet nicht das Evangelium, es spendet keinen Segen; aber vielleicht führt es dazu hin.

War vor wenigen Jahrzehnten noch selbstverständlich der Pfarrer eine sachlich begründete kulturelle Autorität im Ort oder der Kleinstadt, so ist das heute selten geworden. Wer klagt nicht über Überlastung durch Verwaltung und über dringende, direkt seelsorgerliche Arbeiten in größer werdenden Gemeinden, wo niemand mehr jeden kennt? Ortschroniken, die vom Ortspfarrer geschrieben werden, sind selten geworden. Selbst in kleineren Orten ist der Pfarrer (neben dem Lehrer) nicht mehr der einzig Studierte, nicht der einzige, der durch die Notwendigkeiten harter, kräftezehrender Arbeit sich nicht körperlich verausgabt. Und allzu oft fehlen ihm inzwischen bedauerlicherweise auch die einfacheren Kompetenzen zur kulturellen Bildung. Die „Andockmöglichkeit“ der Kirche für kulturell und geschichtlich



Interessierte – und das ist in einer Bildungsgesellschaft ein beachtlicher Teil – sollte von Neuem überdacht werden.

Daher scheint mir ein Diözesangeschichtsverein sinnvoll – auch wenn neu gegründete Geschichtsvereine selten sind. Hier kommen auf vernetzte Interessenten Aufgaben zu, die in ihrer hierarchischen Unabhängigkeit der Kirche dienen – und die (wenn ich das einmal überspitzt sagen darf) faktisch realisieren, was manchmal nur erhofft werden kann, bisweilen auch torpediert wird: ein *eigenständiges Engagement*, in dem kirchliche Hierarchien und Selbstbezogenheiten keine Rolle spielen, in dem „Bildung“ nicht vorgesetzt oder angeboten, sondern selbst erworben wird; in dem brisante und unangenehme Themen keiner Zensur oder Zurückhaltung kirchlicher Angestellter unterliegen. Der Eichstätter Diözesangeschichtsverein wurde nicht – wie bei den entsprechenden älteren Vereinen – als kanonischer Verein konstituiert, in dem der Ortsbischof Vereinsherr wäre, sondern als freier Zusammenschluss innerhalb der Kirche, offen für alle Interessenten. Natürlich weiß er sich so der Diözese verpflichtet. Wir sind dankbar, den Bischof als Protektor zu haben.

3

---

Ein weiterer Grund für die nicht hierarchisch geleitete Pflege der Bistumsgeschichte kommt hinzu. Die Kirche, auch die diözesane Ortskirche, versteht sich als *Träger der Tradition*, der großen allgemeinen Tradition, der Weitergabe des Wortes Gottes, aber auch als Trägerin der kleinen Traditionen, die u.a. dazu dienen, die allgemeine Tradition lebendig zu erfahren und die Gemeinschaft zu stärken. Wenn Tradition und Traditionen nur das Althergebrachte wären, wie schnell würden sie absterben! Ein Rabbiner des 13. Jahrhunderts in Spanien, Jona ben Abraham Gerondi, hat hellsichtig bemerkt: „Die Tora [das ist der Inbegriff aller Tradition, wie in der Kirche das auf dieser fußende Evangelium] ist nicht dein Erbe. Du wirst nicht zu ihr gelangen, wenn du dich nicht um sie bemühst; denn sie ist nicht ein Erbe vom Vater, das der Sohn ohne Anstrengung erlangt.“ Das Überkommene muss noch einmal erworben werden. Das gilt für alle, Laien wie Priester. Nun kommt aber heutzutage ein Großteil des jüngeren Eichstätter Klerus aus anderen regionalen Bezügen, ist in anderen Kulturen aufgewachsen. Sie



kommen aus Afrika und Indien, aus Polen oder sogar aus Preußen. In der großen Tradition, der Weitergabe des Wortes Gottes, wollen wir uns einig wissen. Aber die hinzugekommenen Kleriker sind nicht in den Besonderheiten der Diözese erfahren, haben nicht die diözesane Geschichte als Teil ihrer eigenen Geschichte wahrgenommen. Auch für den Klerus bietet der Diözesangesichtsverein die Möglichkeit an, das geschichtliche Bewusstsein zu stärken.

Und noch etwas, eine allgemeine und grundlegende Veränderung, sollten wir nicht übersehen. Ist es nicht so, dass sich unser Erinnerungsvermögen ändert? Die andeutende Behauptung einer solch erheblichen menschliche Entwicklung mag zunächst verwunderlich klingen. Aber pflegen wir noch unser Vermögen oder haben wir es nicht weitgehend exteriorisiert, durch Google und Wikipedia ersetzt? Wir rufen Erinnerungen nicht mehr aus dem Gedächtnis, sondern aus einem externen Speicher ab und müssen sie nicht mehr wirklich verlebendigen. Wenn sich Gedächtnis und Erinnerungsvermögen ändert, scheint sich eine wesentliche menschliche Voraussetzung nicht nur menschlicher Entscheidungen, sondern auch der christlichen Religion zu verändern. Darin feiern wir doch das *Gedächtnis* von Tod und Auferstehung. Lebendige Erinnerung setzt Verinnerlichung, Interiorisierung, voraus, verlangt die eigene Erarbeitung des Zu-Bewahrenden.

\*\*\*

Der Eichstätter Diözesangesichtsverein e.V. (EiDGV), im Oktober 2011 gegründet, jetzt also in seinem neunten Jahr, ist dabei, den Kinderschuhen zu entwachsen. Unsere Zeitschrift, die Eichstätter Diözesangesichtsblätter (EiDGBI) erscheinen; von unserer Reihe, den Beiträgen zur Eichstätter Diözesangesichte (EiDGBei) liegt endlich der erste Band vor; von den acht Tagungen hat die letzte über die Hexenverfolgung großes Interesse in der Fachwelt wie in der Allgemeinheit geweckt. Die ökumenische Ausrichtung hat sich bewährt; die Weitung der bisherigen Diözesangesichte, die sich aus ihrer vormalig prägenden, weitgehenden Beschränkung auf eine bloße Hochstiftsgeschichte entwindet, die sie zudem noch durch ein institutionelles Interesse reduziert hatte, entspricht einem nachsäkularen kirchlichen



Selbstverständnis und nützt auch dem ökumenischen Anliegen. Die Geschichte der Diözese ist die Geschichte von Menschen, die geglaubt, gehofft und geliebt haben, die mit und in ihrer Kirche glücklich waren oder gelitten haben, die ihr Lebensziel erreicht haben oder gescheitert sind, auch derer, die der Kirche den Rücken zugekehrt haben. Neue Akzente setzt auch die Beachtung archäologischer Forschungen mit deren Mosaiksteinen, die das Entstehen unserer Diözese in neues Licht stellen und stärker nach dem vorwillibaldinischen Christentum fragen lassen.

Im weiteren Programm sollten wir auch eine weitere, nach dem Kirchenverständnis des Zweiten Vatikanischen Konzils wesentliche Frage in den Blick nehmen. Die Kirche, sagte das Konzil, könne sich nicht verstehen ohne ihre geistliche Verbindung mit den Juden (Nostra aetate 4). Theologisch inhaltlich ist das mehr als befruchtend, geschichtlich gesehen aber wirklich kein Glanzstück des Christentums. Die lokale Aufarbeitung steckt noch in den Anfängen. Die jüdischen Denker, die vom Mittelalter an im Gebiet der Diözese oder an dessen Rändern wie in Nürnberg und Regensburg gewirkt haben, sind uns kaum mit Namen, geschweige mit ihren Inhalten bekannt. Selbst die nicht, die durch ihre Namen Orte unserer Region weltweit bekannt gemacht haben, wie Josef ben Jakob Gunzenhauser, der nach der Ausweisung aus Mainz 1471 in Neapel den "Canon medicinae" von Avicenna gedruckt hat; der Joseph ben Menahem Mendel Steinhardt (ca. 1720–1776) aus Steinhart bei Hainsfarth, der als erster diesen Namen getragen haben soll, den bis in die Gegenwart Gelehrte und Künstler tragen; oder Wolf Heidenheim (1757-1832) aus Wunibalds und Walburgas Heidenheim, dessen liturgischen Bücher, für die er wie nie zuvor mittelalterliche Quellen herangezogen hat, auch heute noch benutzt werden. Ich denke, wir sollten auch stellvertretend das Gedächtnis für diese verschwundene Kultur und ihre Träger bewahren.

Erforscht ist also noch lange nicht alles, und wie es bei guter Arbeit ist, sie wird nicht weniger, sondern mehr.

*Erich Naab*